

Wozu katholisch sein?

Mission Kirche¹

Julia Knop, Münster

Das christliche Credo besteht aus drei Teilen. Das Bekenntnis zu Gott, dem Vater, wird entfaltet, indem seine Schöpfertätigkeit und Allmacht beschrieben wird. Der zweite Teil, das Bekenntnis zu Gott, dem Sohn, entfaltet Ursprung, Leben, Sterben und Auferstehung Jesu Christi. Sprachlich parallel erläutern die einzelnen Elemente im dritten Abschnitt das Bekenntnis zu Gott, dem Heiligen Geist. Man könnte gedanklich einen Doppelpunkt setzen: Ich glaube an den Heiligen Geist, d.h. ich vertraue auf Gottes Präsenz, Gottes Wirken in der Welt, das sich in verschiedener Weise zeigt – Doppelpunkt: Gemeinschaft wird erlebbar, Versöhnung wird glaubhaft, Hoffnung reicht über den Tod hinaus. Darin wird Gottes Geist glaubwürdig. Hier wird Gott erfahrbar. *Unus Christianus nullus Christianus* – ein einzelner Christ, ein Christ allein ist kein Christ, hat Tertullian im 2. Jahrhundert einmal geschrieben. Christsein ist eine soziale Größe; Christsein braucht die Gemeinschaft. Diese soziale Dimension des Glaubens, seine Kirchlichkeit, ist konstitutiver Teil des christlichen Glaubensbekenntnisses, aber – und das ist mindestens ebenso wichtig – sie ist kein eigenständiger Glaubensartikel, sondern Konkretisierung eines solchen. Man kann nicht in derselben Weise an die Kirche wie an den dreifaltigen Gott glauben. Kirche wird vielmehr als Resultat und Gestalt des Geistes vorgestellt – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Das II. Vatikanische Konzil hat in vielen Dokumenten die Frage nach der Kirche gestellt. Die Antwort darauf geschieht immer wieder in Gestalt einer konstruktiven Ausrichtung: Nicht nur das „Wer?“ oder „Was?“ der Kirche, sondern vor allem ihr „Wozu?“ steht in Frage und orientiert das konziliar erneuerte kirchliche Selbstverständnis. Wozu ist Kirche eigentlich da? Wozu sind Christen da, was ist ihre Aufgabe? Wozu ist jemand katholisch?

1. Außerhalb der Kirche kein Heil? Stationen und Entwicklung eines alten Axioms

Diese Fragen wurden lange Zeit sehr schlicht beantwortet: Mitglied der katholischen Kirche ist man, um gerettet zu werden. Um auf der sicheren Seite zu sein. Weil man hier „das Richtige“ glaubt. Die Taufe bzw. Kirchenmitgliedschaft galten als Heilsgarantie, zumindest, wenn man die richtige Konfession erwirbt. Das glaubt heutzutage kaum noch jemand. In diffuser Form taucht diese Art der Begründung allerdings bis heute in Taufgesprächen auf, wenn Eltern, ohne einen persönlichen Bezug zum Glauben oder zur Kirche zu haben, ihr Kind taufen lassen wollen, damit ihm in Heilsangelegenheiten nichts fehlt. Sicher ist sicher – und ein schönes Fest ist es schließlich auch. Christsein ist in dieser Antwort eigenartig funktional gedacht: Kirchenzugehörigkeit ist Mittel zum Zweck der eigenen Seligkeit. Katholisch wird man, um in den Himmel zu kommen. Denn man hatte ja gelernt: *Extra ecclesiam nulla salus* – außerhalb der Kirche gibt es kein Heil.

So simpel ist es zum Glück nicht. Dieses Axiom hat nämlich eine wechselvolle Geschichte genommen. Pauschal lassen sich drei Stationen und Lesarten unterscheiden. Der Satz, der irgendwann zur Formel wurde, entstand im 2./3. Jahrhundert als Kombination und Interpretation einiger markanter Bibelverse, die die Einzigkeit und Heilsuniversalität Jesu Christi herausstellen und zur Zugehörigkeit zu ihm, wie sie in Glaube und Taufe deutlich wird, mahnen: „Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet.“ (Mt 16,16) – „In keinem anderen [als Jesus Christus] ist Heil zu finden.“

¹ Es handelt sich um die Schriftfassung des Vortrags, den ich am 23.10.2014 im Rahmen der Pädagogischen Woche 2014 am Tag der Lehrerinnen und Lehrer der Sekundarstufen gehalten habe. Der Vortragsstil wurde weitgehend beibehalten.

(Apg 4,12) Daraus folgerte man: Wer sich nicht Jesus Christus anschließt, indem er sich taufen lässt und so Mitglied der Kirche wird, hat keine Chance auf Erlösung. Bereits der 1. Timotheusbrief irritiert allerdings diese vereinfachte Logik: „Gott will, dass alle Menschen gerettet werden. Denn: Einer ist Gott, einer auch Mittler: Der Mensch Christus Jesus.“ (1 Tim 2,4f) Die Sache ist offensichtlich komplizierter.

Wie immer, wenn es darum geht, Positionen oder Interpretationen zu verstehen und richtig einzuordnen, gilt es, den Kontext zu erheben, in dem eine Aussage steht. Man muss fragen, wann, wo, von wem, warum und in welche Situation, vor dem Hintergrund welcher Herausforderung sie entstanden ist. Anders gesagt: Man muss die Frage finden, deren Antwort die betreffende Aussage, in diesem Fall: das Axiom „extra ecclesiam nulla salus“, ist. Stellt man die falsche Frage, stimmt die Antwort nicht mehr. Es wird sich zeigen, dass es in den verschiedenen Epochen wenigstens drei verschiedene Fragen waren, auf die das Axiom je unterschiedlich antwortete.

In der Patristik fällt dieser Satz zunächst im Kontext von Predigt und Mission. Sein Sitz im Leben sind paränetische Zusammenhänge; er wurde also als Ermahnung verwendet. Adressaten dieser Ermahnung waren die, die schon getauft waren, aber nicht mehr mit ganzem Herzen bei der Sache waren (heute würde man sie „Taufscheinchristen“ nennen), und die, die sich dem Christentum als Katechumenen zugehörig fühlten, die Taufe selbst aber endlos hinauszögerten (heute: freundlich interessierte Zeitgenossen, die die Sache aber unverbindlich halten wollen). Für beide Gruppen war klar: Die Taufe ist *das* Symbol des Heilsangebots Jesu. Beide Adressatenkreise teilten eine wenigstens lockere Verbundenheit mit dem Christentum. Beide hatten einen lebensweltlichen Zugang zu diesem Glauben und waren ihm grundsätzlich positiv zugewandt.

Recht bald, z.T. parallel zu dieser Paränese, setzte bei Laktanz († um 320), Hieronymus († 420) und Augustinus († 430), mit unerbittlicher Härte dann im 6. Jahrhundert bei Fulgentius von Ruspe († 533), eine andere Verwendungsweise des Axioms ein. Aus der Predigt für den eigenen Kreis, also der Selbstvergewisserung derjenigen, die mehr oder weniger intensiv Christen sind, wird nun eine abstrakte Theorie. Damit verändert sich der Kontext und deshalb auch der Charakter des Axioms ganz erheblich. Die Frage wird grundsätzlich. Nun beginnt man darüber zu spekulieren, was denn mit „den anderen“ ist, denen, die sich nicht taufen lassen. Fragte man in der ersten Lesart nach der *eigenen* Taufe und ihren Auswirkungen für sich selbst (als Einzelner/als Gruppe), so spekuliert man nun über Wohl und Wehe der *Nichtchristen*.² Was vormals Zeichen der Teilhabe am Heil war, nämlich die aktive Gliedschaft in der Kirche, wird nun zur *theoretischen Voraussetzung*. Symbolisierte vormals die Taufe die Verbundenheit mit Christus, wird sie nun zur Bedingung dieser Nähe. Aus dem Symbol wird die Voraussetzung; aus dem Indikativ ein Imperativ. Diese Verschiebung sollte das kirchliche Bewusstsein über lange Zeit prägen. Das Konzil von Florenz zitierte und rezipierte im 15. Jahrhundert in der Bulle „Cantate Domino“ (1442) Fulgentius' enge Lesart des Axioms und schreibt:

„Sie [die römische Kirche] glaubt fest, bekennt und verkündet, dass ‚niemand, der sich außerhalb der katholischen Kirche befindet, nicht nur keine Heiden‘, sondern auch keine Juden oder Häretiker oder Schismatiker, des ewigen Heiles teilhaft werden können, sondern dass sie in das ewige Feuer wandern werden ... ‚Niemand kann ... gerettet werden, wenn er nicht im Schoß und in der Einheit der katholischen Kirche bleibt.‘“ (DH 1351)

Dergestalt in die Form eines Prinzips gegossen wird jetzt also der Zugang zum Heil an die ausdrückliche Kirchenzugehörigkeit gebunden. Hinzu kommt eine konfessionelle Engführung, wenn

² Im Weltbild dieser Zeit ging man allerdings davon aus, dass jeder um das Christentum wissen konnte, dass also, wer sich nicht taufen ließ, dies ausdrücklich nicht wollte. Doch auch, wenn man das in Rechnung stellt, kommt es zu einer folgenschweren Verschiebung.

Häretiker und Schismatiker explizit erwähnt werden. Nun heißt es also faktisch: *Extra ecclesiam romanam nulla salus* – kein Heil außerhalb der Mitgliedschaft in der römisch-katholischen Kirche. Die Apologetik der Neuzeit greift diese Lesart auf und integriert sie in ihr Welt- und Kirchenbild. Jetzt bewegen wir uns im Kulturkampf des 19. Jahrhunderts. Im Rahmen der „demonstratio catholica“, also der „Beweisführung“ über die Wahrheit des Katholischen, forciert man in der katholischen Theologie diese theoretische Lesart des Axioms weiter. Nun spekuliert man auch prospektiv darüber, wer überhaupt gerettet werden könne. Man leitet aus dem Axiom eine moralische Pflicht zur Annahme des kirchlichen Heilsweges und damit zur offensiven Mission ab und liest es als Aussage über Heil bzw. Unheil der Nichtgetauften. Dass man theologisch damit hinter den eigenen Stand zurückfällt und wichtige lehramtliche Weichenstellungen der Gnadentheologie faktisch kassiert, sei nur am Rande bemerkt.³ Kirchliche Lehre hat eine Geschichte und diese verläuft nicht immer gradlinig.

Im 20. Jahrhundert, der dritten Lesart des Axioms, findet dann eine ganz entscheidende Neujustierung statt. Engführungen der Zwischenzeit werden überwunden. Einige Momente der altkirchlichen Deutung kommen wieder ins Bewusstsein. Zugleich werden neue Perspektiven entwickelt – wie könnte dies anders sein, ging die Geschichte doch inzwischen weiter. blieb man vormals im Kontext von Taufe und individueller Heilssorge, so bildet nun – besonders in der Theologie des II. Vatikanischen Konzils – die *Ekklesiologie* den theologischen Kontext. Im Zentrum steht nicht mehr die Frage: „Was habe ich persönlich von der Taufe?“ Sondern man fragt: „Was ist eigentlich Kirche und wozu ist sie da?“ Mit der patristischen Lesart richtet sich die Perspektive also wieder *nach innen*, anstatt über den Heilszustand der anderen zu spekulieren. Es geht um eine gemeinsame Vergewisserung darüber, wozu man sich eigentlich einmal hat taufen lassen. Neu ist, dass es nur am Rande um das eigene Heil geht. Statt dessen man fragt nach dem Mehrwert der eigenen Taufe *für die anderen*. Das ist ein ganz erheblicher Perspektivwechsel. An die Stelle der Frage: „Was habe ich persönlich davon, getauft zu sein?“ tritt diese Frage: „Was hat meine Umgebung davon, dass ich getauft bin?“ Taufe und Kirche werden mit dem Konzil nicht mehr zweckorientiert und letztlich egozentrisch (primär) als Funktion für die eigene Erlösung wahrgenommen. Sie kommen nun (auch) als Aufgabe für andere ins Spiel. Christsein ist kein Heilsjoker, sondern ein Auftrag. Das Axiom „Außerhalb der Kirche, ohne Taufe kein Heil“ ist also in den drei Stationen bzw. Lesarten Antwort auf drei sehr unterschiedliche Fragestellungen.

2. Kirche: Zeichen und Werkzeug. Das II. Vatikanische Konzil

Vor allem in der Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* finden sich die einschlägigen Passagen zum Thema. Im zweiten Kapitel über das Volk Gottes heißt es:

„Zum neuen Volk Gottes werden alle Menschen gerufen. ... Die Eigenschaft der Universalität, die das Volk Gottes auszeichnet, ist eine Gabe des Herrn selbst.“ (*Lumen Gentium*, 13)

Universalität ist hier nichts anderes als Katholizität im Wortsinn: die Gabe bzw. die Kraft, alle Welt, d.h. alle Völker, alle Epochen, jedes Geschlecht, jede Altersstufe, jede Hautfarbe, jedes Bildungsniveau integrieren zu können. Dahinter steht die alte Vision der Bibel, dass am Ende aller Tage alle Völker der Erde zum Zion wallfahren und den einen Gott verehren (z.B. Mi 4,1–5). Das ist die Vision Gottes: eine neue, beständige Einheit der Menschen und Frieden zwischen den Völkern. Das Gegenbild zeichnet die Erzählung vom Turmbau zu Babel: Verlust der Einheit, zerstrittene Völker, Einzelkämpfertum, Diaspora.

³ Beispielsweise hatte Papst Clemens XI. 1713 in der Konstitution *Unigenitus Dei filius* Pasquier Quesnels Satz „Außerhalb der Kirche wird keine Gnade gewährt“ (DH 2429) *verurteilt*. Eine theologische Vermittlung beider Sätze gelang freilich kaum.

Die biblische Vision der gemeinsamen Gottesverehrung aller Rassen und Völker bildet den Hintergrund vieler Konzilspassagen. Alle Völker sind gerufen, sich Gott zuzuwenden und in dieser gemeinsamen Ausrichtung Einheit und Frieden zu finden. Das Neue Testament spitzt diese Idee der Einheit der Menschheit durch gemeinsame Ausrichtung auf Gott christozentrisch zu und beschreibt Jesus Christus als Ursprung, Medium und Ziel dieser Konstellation:

„So haben doch wir nur einen Gott, den Vater. Von ihm stammt alles und wir leben auf ihn hin. Und einer ist der Herr: Jesus Christus. Durch ihn ist alles, und wir sind durch ihn. (1 Kor 8,6)

„Denn in ihm wurde alles erschaffen im Himmel und auf Erden, das Sichtbare und das Unsichtbare, Throne und Herrschaften, Mächte und Gewalten; alles ist durch ihn und auf ihn hin geschaffen.“ (Kol 1,16)

Das II. Vatikanische Konzil verwendet häufig und eben auch in Kontext der Frage nach dem Wozu von Kirche das Bild konzentrischer Kreise. Die Menschheit wird nicht als Summe von Einzelmenschen verstanden, sondern in ihrer Verbundenheit und Hinordnung auf Gott, in ihrer Bezogenheit auf Christus, den Mittler von Schöpfung und Erlösung beschrieben. Weil alle Menschen als Geschöpfe verstanden werden, gibt es in ihrer gemeinsamen Grundausstattung eine wesentliche Verbundenheit. Sie besteht in dem Gottes- bzw. Christusbezug, in der Ansprechbarkeit für Gott, die alle teilen. Weil Menschen aber Personen sind, die sich zu allem, was sie unbedingt angeht, in Freiheit verhalten müssen, ist diese gemeinsame Hinordnung nur eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite steht das freie, bewusste Einstimmen in diesen geschöpflich angelegten Bezug. Das ist der Schritt von der Gottfähigkeit des Menschen, vielleicht sogar seiner Gottesbedürftigkeit, hin zum ausdrücklichen persönlichen Bekenntnis. Damit ein solches Bekenntnis aber überhaupt möglich wird, müssen alle eine realbiographische Chance dazu bekommen. Es reicht nicht aus, dass sie allgemein von Gott erfahren. Es geht vielmehr darum, allen Menschen einen positiven Bezug zu ihm zu eröffnen. Dazu sandte Gott seinen Sohn. Dazu sandte er seinen Geist, der die unausdrückliche Gottesspur im Leben aller ausdrücklich zu machen hilft. Dazu – jetzt erst wird es ekklesiologisch relevant – gibt es überhaupt das neue Volk Gottes, die Kirche: als Mittel zum Zweck der Einheit der Menschheit vor Gott. Erst und genau hier, an der Schnittstelle von Anlage und existenzieller Annahme, kommt also im Verständnis des Konzils die Kirche ins Spiel:

„Zum neuen Volk Gottes [zu denen, die ihren Gottes- und Christusbezug in Freiheit ausdrücklich werden lassen – zur Kirche] werden alle Menschen gerufen. *Deswegen* muss sich dieses Volk ... über die gesamte Welt und durch alle Zeiten hin ausbreiten, damit sich der Vorsatz des Willens Gottes erfülle, der die menschliche Natur am Anfang als eine gegründet und beschlossen hat, seine Kinder, sie zerstreut waren, schließlich zur Einheit zu versammeln. *Dazu* sandte nämlich Gott seinen Sohn... *Dazu* sandte Gott schließlich den Geist seines Sohnes...“ (Lumen Gentium, 13)

Auf dieser Basis entwickelt das Konzil auch seine Religionstheologie, also die Zuordnung und Interpretation verschiedenen Religionen:

„Diejenigen, die das Evangelium noch nicht empfangen haben, werden auf das Volk Gottes ... hingeordnet ... In erster Linie ... das seiner Erwählung nach um der Väter willen teuerste Volk ... Die Heilsabsicht umfasst aber auch die, welche den Schöpfer anerkennen, unter ihnen besonders die Muslime ... Aber auch anderen, die ... Gott suchen, ... ist Gott selbst nicht fern, da er allen Leben und Atem ... gibt und als Erlöser will, dass alle Menschen gerettet werden. Diejenigen nämlich, die das Evangelium Christi und seine Kirche ohne Schuld nicht kennen, Gott jedoch mit aufrichtigem Herzen suchen und seinen durch den Spruch des Gewissens erkannten Willen unter dem Einfluss der Gnade ... zu erfüllen versuchen, können das ewige Heil erlangen ...“ (Lumen Gentium, 16)

Diese Passage hält in wünschenswerter Deutlichkeit fest, dass alle Welt in den Heilswillen des Schöpfers eingeschrieben ist, dass Gott das Heil aller Menschen will, und benennt Stufen oder Grade der Ausdrücklichkeit, auf dieses Heilsangebot zu antworten. Das Spektrum möglicher Antworten reicht vom ausdrücklich trinitarischen Bekenntnis der Christinnen und Christen über die Treue des Bundesvolkes, also Israels, und die Anerkennung Gottes, des Schöpfers, v.a. im Islam,

über andere Formen der Gottesverehrung bis hin zur Gewissenstreue und zur impliziten, unbewussten Gott- oder Sinnsuche von Nichtgläubigen. Mit dieser Passage gelingt die theologische Vermittlung zweier biblischer Überzeugungen, die beide unverzichtbar sind: die Überzeugung, dass Gott alle Menschen zur Gemeinschaft mit ihm führen will, und die Überzeugung, dass Jesus Christus Weg, Wahrheit und Leben (Joh 14,6) aller Menschen aller Zeiten ist. Nichts anderes meint die bereits zitierte und in *Lumen Gentium* 16 aufgegriffene Wendung aus dem 1. Timotheusbrief: „Gott will, dass alle Menschen gerettet werden. Denn: Einer ist Gott, einer auch Mittler: Der Mensch Christus Jesus.“ (1 Tim 2,4f)

In der Pastoralconstitution *Gaudium et Spes* gehen die Konzilsväter noch einen Schritt weiter: Auch hier korrespondiert der universale Heilswille Gottes der Bezogenheit aller auf Jesus Christus. Aber die Heilsfrage wird von der ausdrücklichen Glaubensantwort gelöst, denn Gott selbst ist es, der in einer ihm bekannten Weise seinen Heilswillen realisieren wird:

„Tatsächlich klärt sich nur im Geheimnis des fleischgewordenen Wortes das Geheimnis des Menschen wahrhaft auf. ... Christus, der neue Adam, macht eben in der Offenbarung des Geheimnisses des Vaters und seiner Liebe dem Menschen den Menschen selbst voll kund und erschließt ihm seine höchste Berufung. ... Das gilt nicht nur für die Christgläubigen, sondern für alle Menschen guten Willens, in deren Herzen die Gnade unsichtbar wirkt. Da nämlich Christus für alle gestorben ist und da es in Wahrheit nur eine letzte Berufung des Menschen gibt, die göttliche, müssen wir festhalten, dass der Heilige Geist allen die Möglichkeit anbietet, diesem österlichen Geheimnis in einer Gott bekannten Weise verbunden zu sein.“ (*Gaudium et Spes*, 22)

Mit der Kirchen- und der Pastoralconstitution nimmt die katholische Kirche also Abstand von einem verengten Verständnis der Heilsnotwendigkeit der Taufe, das sich in der Zwischenzeit eingeschlichen und ausgebreitet hatte. Eindeutig wird markiert, dass Gottes Geist Mittel kennt und Wege findet, sich den vielen verschiedenen Menschen zu zeigen und um sie zu werben. Das alte Axiom *Extra ecclesiam nulla salus* ist im Konzil also keine Theorie über Gottes Heilsmöglichkeiten. Die Grenzen der Kirche sind nicht die Grenzen des Heils. Getauft zu sein maximiert auch nicht automatisch die eigenen Heilschancen. Es geht um etwas anderes. Die Kirche ist Mittel, nicht Zweck. Gerade deshalb ist es allerdings durchaus relevant, ob es Getaufte gibt oder nicht, denn sie bezeugen, sie bürgen für die Glaubwürdigkeit dieses den Menschen unbedingt zugewandten Gottes. „Heilsbedeutsam, nicht heilsnotwendig ist die Taufe“⁴, formuliert daher Dorothea Sattler: heilsbedeutsam für die Strahlkraft der christlichen Botschaft für andere, nicht heilsnotwendig für die eigene Heilchance.

Damit rezipiert das Konzil zwei theologische Entwicklungen, die ein halbes Jahrhundert vorher gewachsen sind: zum einen eine Erneuerung des Kirchenbegriffs, der statt konfessioneller Verengung eine mehrstufige Verbundenheit mit der Kirche Jesu Christi integriert, und zum anderen die Fortschreibung der Offenbarungstheologie von einem instruktions- zu einem kommunikationstheoretischen Verständnis. Im 19. Jahrhundert war „Offenbarung“ – also die Erkennbarkeit, die Sichtbarkeit Gottes – etwas, für das v.a. Intellekt und Wille des Menschen empfänglich gedacht wurden. Gott glauben, seiner Offenbarung trauen bedeutete, für wahr zu halten, als wahr anzunehmen, was über ihn zu sagen ist. Glaube bedeutet in diesem Modell zunächst, lehramtlich vorgelegt Glaubensinhalte und -sätze mit „religiösem Verstandes- und Willensgehorsam“ anzunehmen. Je stärker Glaube aber als personaler Vollzug, als existenzielle Hinwendung zur Person Jesu wahrgenommen wurde, desto stärker wurde auch der Offenbarungsbegriff personalisiert und kommunikativ erschlossen. Offenbarung wird nun nicht mehr primär als Information über Gott, sondern als Beziehungsangebot Gottes, als Anruf Gottes, als seine persönliche Zuwendung ver-

⁴ Dorothea Sattler, Gewiss werden, getauft zu sein. Ökumenische Perspektiven vor dem Hintergrund der Kindertaufpraxis, in: Jürgen Bärsch/Andreas Poschmann (Hg.), Liturgie der Kindertaufe, Trier 2009, 53–76: 69.

standen. Glaube bezeichnet hier die persönliche Antwort, das freie Einstimmen in die angebotene Gottesbeziehung. Diese Antwort findet, so das Konzil, im ausdrücklichen Christusbekenntnis, in der Nachfolge Jesu, in der Feier der Taufe und Eucharistie, ihre ideale, weil ausdrücklichste Gestalt (vgl. *Sacrosanctum Concilium*, 5-7; *Lumen Gentium*, 3,1; 7,1f;). Darauf zielt kirchliche Verkündigung, dazu sind Christen Christen, und zwar um der Aufrichtigkeit der menschlichen Wahrheitssuche und um der Freiheit der Glaubensantwort willen.

„Heilsnotwendig“ ist Kirche in diesem Verständnis also nicht, insofern sie Mitgliedskarten für den Himmel verteilt. Sondern sie ist heilsrelevant, weil der Weg zum Glauben über die Begegnung mit anderen Menschen führt, über bestimmte religiöse Formate, über eine erfahrungsgesättigte Sprache des Betens, über eine lebendige Glaubenspraxis vor Ort. Die Gemeinschaft der Getauften ist heilsrelevant, insofern in ihr die ausdrückliche Antwort, mit der Menschen ihre Offenheit für Gott beantworten, sichtbar wird. Getaufte gibt es, damit die Hinordnung aller Menschen auf Gott, der in Christus offenbar geworden ist, tatsächlich allen offenkundig und für alle beantwortbar wird. Die eigene Taufe, der eigene Glaube, ist mitverantwortlich dafür, ob andere diesen Glauben glaubwürdig finden.

In der Konzilstheologie gibt es deshalb auch weiterhin einen eindeutigen Verkündigungs- und universalen Missionsauftrag. Alle Welt soll von Christus hören, alle Welt soll im Sinne Jesu gestaltet werden. Der zentripetalen, allgemein menschheitlichen Ausrichtung auf Gott entspricht die zentrifugale Bewegung der Kirche in alle Lande. Nichts soll „gottfreie Zone“ bleiben, denn Gott will allen Menschen offenbar werden. Nicht, um der Kirche mehr Mitglieder zu verschaffen oder die Kirchenstatistik aufzubessern; nicht, um Kirche und Politik integralistisch in eins zu setzen und einen christlichen Gottesstaat aufzurichten. Sondern um des Menschen willen, der, so die christliche Überzeugung, seinem Wesen als Mensch entspricht, wenn er Gottes Ruf folgt. Damit das tatsächlich überall möglich wird, gibt es Kirche:

„Die Kirche ist dazu geboren, dass sie, indem sie das Reich Christi überall ... verbreitet, alle Menschen der heilsamen Erlösung teilhaftig macht und durch diese die gesamte Welt wirklich auf Christus hingeeordnet wird.“ (*Apostolicam Actuositatem*, 2)

Daran, ob sie das ermöglichen, müssen sich Christinnen und Christen darum auch messen lassen.

„Es genügt ... nicht, dass das christliche Volk ... gegenwärtig und gegründet ist... [Sondern] dazu wird es gegründet, dazu ist es gegenwärtig, dass es seinen nichtchristlichen Mitbürgern Christus durch Wort und Tat verkündet und ihnen zur vollen Annahme Christi hilft.“ (*Ad Gentes*, 15)

Kirche gibt es, damit Menschen mit Gott in Berührung kommen können, damit sie Jesus Christus kennen und lieben lernen. Kirche soll Symbol und Medium, Wahrzeichen und Freiraum⁵ – im Fachjargon: Sakrament – der Einheit der Menschheit untereinander und mit Gott sein:

„Christus ist das Licht der Völker. Darum ist es der ... Wunsch dieser ... Synode [des Konzils], alle Menschen durch seine Herrlichkeit, die auf dem Antlitz der Kirche widerscheint, zu erleuchten, indem sie das Evangelium allen Geschöpfen verkündet. Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit. (*Lumen Gentium*, 1)

Diese konstruktive, relationale und (recht verstanden) sogar funktionale Perspektive auf das Christsein hat erhebliche Folgen für das kirchliche Selbstverständnis: Kirche darf keine geschlossene Gesellschaft sein. Ihre Fluchtrichtung ist zentrifugal. Ihre Perspektive ist das Außen. Ihr Einsatz richtet sich, mit Papst Franziskus gesagt, auf die Ränder der Gesellschaft. Kirche muss sich daran messen lassen, inwieweit sie in dieses Außen hineinwirkt, inwieweit sie die zu integrieren vermag, die die vielfältigen Peripherien der Welt bevölkern. Weder Kirche im Ganzen noch Ge-

⁵ Vgl. Hans-Joachim Höhn, *Fremde Heimat Kirche*, Freiburg – Basel – Wien 2012, 31.

meinde vor Ort darf um sich selbst kreisen. Dann wäre sie nichts anderes als ein Verein, der sich selbst seine Satzung gibt und sich als Dienstleister für die Freizeitgestaltung der Vereinsmitglieder versteht. Kirche ist durchaus Dienstleister – aber für andere!

Papst Franziskus hat das in seiner Enzyklika *Evangelii gaudium* so ausgedrückt:

„Kirche sein bedeutet Volk Gottes sein, in Übereinstimmung mit dem großen Plan der Liebe des Vaters. ... Es bedeutet, das Heil Gottes in unserer Welt zu verkünden und es hineinzutragen in diese unsere Welt, die sich oft verliert, die es nötig hat, Antworten zu bekommen, die ermutigen, die Hoffnung geben, die auf dem Weg neue Kraft verleihen. Die Kirche muss der Ort der ungeschuldeten [bedingungslosen] Barmherzigkeit sein, wo alle sich aufgenommen und geliebt fühlen können, wo sie Verzeihung erfahren und sich ermutigt fühlen können, gemäß dem guten Leben des Evangeliums zu leben.“ (Nr. 114)

3. Kirche hat eine Mission – Christen haben einen Auftrag. Vom „Warum?“ zum „Wozu?“

Im Kern bedeutet die pastorale Wende des Konzils die Selbstverpflichtung auf Glaubwürdigkeit und zum Dienst an der „Welt“. Glaube muss glaubwürdig sein – im „Innen“ der Kirche, aber mindestens ebenso sehr nach „außen“. Glaube soll existenziell lebbar sein, so dass er zum erkennbaren Prägemaß, zur Farbe, zum Charakter eines jeden Christenmenschen wird. Als systematisch-theologische Basis dieses pastoralen Verständnisses von Christsein und Kirche hatte sich recht bald die Beschreibung der Kirche als Sakrament, also als Zeichen und Werkzeug oder, etwas moderner ausgedrückt, als Glaubensgemeinschaft mit Signalwirkung, herausgebildet. Aber wer ist gemeint, wenn von „Kirche“ die Rede ist?

In der öffentlichen Wahrnehmung und Diskussion steht „die Kirche“ meist für den Klerus oder die institutionelle Seite der Kirche. Wenn gesagt wird, „die Kirche“ müsse gründlich reformiert werden, „die Kirche“ habe in der Aufarbeitung des Missbrauchsskandals versagt, „die Kirche“ habe zu viel Geld, „die Kirche“ müsse sich mehr für Flüchtlinge engagieren, „die Kirche“ sei altbacken und überholt, richtet sich die Kritik normalerweise nicht an die Gemeindeglieder vor Ort. Als „Kirche“ werden auch 50 Jahre nach dem Konzil in erster Linie die Hauptamtlichen bezeichnet. Das II. Vatikanum war schon viel weiter. Das zeigt sich beispielsweise daran, dass es in der Kirchenkonstitution die institutionelle und hierarchische Seite der Kirche erst in einem dritten Schritt nach grundlegenden theologischen Fragen behandelt hat. Darüber hinaus macht es an zahlreichen Stellen deutlich, dass das, was über „die Kirche“ gesagt werden kann, prinzipiell über jeden einzelnen Getauften gesagt werden muss. Denn Kirche beginnt mit Taufe und Firmung. Kirche ist überall da präsent, wo Christen sind. Ein besonders sprechendes Indiz für diese prinzipielle Ausdehnung des Kirchenverständnisses auf alle Gläubigen ist die sprachliche Gestaltung zweier Passagen aus *Lumen Gentium*:

„Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug (*signum et instrumentum*) für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“ (*Lumen Gentium*, 1)

„So tritt jeder Laie ... als Zeuge und als lebendiges Werkzeug ebendieser Sendung der Kirche (*testis simul et vivum instrumentum missionis ipsius ecclesiae*) ... auf ..., dass der göttliche Heilsvorsatz zu allen Menschen aller Zeiten und überall auf Erden mehr und mehr gelange ...“ (*Lumen Gentium*, 33)

Was für die Kirche im Ganzen gilt, dass sie Zeichen und Werkzeug sei, wird auch über die so genannten „Laien“ gesagt: Sie werden – lediglich personal gewendet, als Zeugen und Werkzeuge beschrieben. Derselbe Auftrag, dasselbe Ziel: Jesu Botschaft, Gott selbst zu allen Menschen aller Zeiten zu tragen. Denn Glaube fällt nicht vom Himmel. Er braucht die persönliche Glaubwürdigkeit des Gegenübers. Die Parallelität dieser beiden Passagen ist nicht zu übersehen. In einem Text, der eine höchst komplizierte Geschichte durchlaufen hat, vielfach diskutiert, befragt, verändert und

durch die Mühlen von theologischen Kommissionen gedreht wurde, über den im Detail und im Ganzen abgestimmt wurde, kann das kein Zufall sein.

Was für Kirche bzw. Kircheng Zugehörigkeit im Allgemeinen gilt, kann man natürlich auch für die einzelnen Sakramente durchspielen. Wenn man die eigene Kircheng Zugehörigkeit von der Sorge für einen individuellen Heilsvorteil löst und statt dessen auf den Auftrag hin befragt, den man sich als Getaufte „eingehandelt“ hat, ist es nur konsequent, auch die zentralen kirchlichen Vollzüge entsprechend durchzubuchstabieren: Warum – besser: wozu – bin ich getauft? Wozu habe ich mich firmen lassen? Warum kommuniziere ich in der Messe? Wieso heirate ich kirchlich? Die Antwort ist letztlich immer dieselbe: nicht, um das eigene „Heilskonto“ aufzufüllen – Erlösung lässt sich nicht quantifizieren –, sondern um intensiver, befreiter, ausdrücklicher, beherzter das tun zu können, wozu ich als Christ beauftragt bin.

„Die Kirche selbst ist Sakrament Christi. Sie empfängt ihn nicht nur; sie vermittelt ihn auch. Die Taufe wird ja nicht deshalb gespendet, weil es außerhalb dieses Zeichens keine Gemeinschaft mit Gott und also kein Heil gäbe; sondern wer die Taufe empfängt, wird berufen, auf je einmalige Weise zu sein, was er empfängt.“⁶

Die Firmung wird dem Konzil zu Folge nicht als religiöse Variable eines Übergangsritus ins Erwachsenendasein gespendet, sondern dazu, dass

„sie [die Firmlinge] vollkommener der Kirche verbunden und mit einer besonderen Kraft des Heiligen Geistes ausgestattet [werden]. So sind sie in strengerer Weise verpflichtet, den Glauben als wahre Zeugen Christi in Wort und Tat zugleich zu verbreiten und zu verteidigen.“ (*Lumen Gentium*, 11)

Die kirchliche Trauung und christliche Ehe soll das Paar und die Familie dabei unterstützen, als christliches Paar erkennbar und als christliche Familie glaubwürdig zu leben. Mit dem Empfang der Krankensalbung bezeugt der Erkrankte, dass er sein Geschick auch in schweren Tagen Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, anvertraut und sich in seine Nachfolge begibt.

„Diese Sakramente empfängt niemand nur für sich selbst, nicht einmal primär für sich selbst, sondern um für ‚die anderen‘ auf bestimmte Weise wirksames Zeichen (Sakrament) Jesu Christi sein zu können. Auch das Bußsakrament darf nicht heilsindividualistisch missverstanden werden. Vergebung empfangen kann man auch auf nichtsakramentale Weise; wer aber das Sakrament der Versöhnung empfängt, ist bereit, handelnd zu bezeugen, was er selbst empfangen hat. ... Wir empfangen die Sakramente primär, um das Sakrament ‚Kirche‘ sein zu können. Und wir empfangen besonders häufig die Eucharistie, weil sie das Sakrament des einzig wahren Opfers (des Sich-selbst-Gebens) und also die Quelle unserer eigenen Sendung ist.“⁷

Diese Sendung der ganzen Kirche wie des Einzelnen konkretisiert sich nach einer klassischen Trias auf drei Ebenen: in der Dimension der Martyria, des Zeugnisses, in der tätigen Nächstenliebe, der Caritas, und in Gebet und Gottesdienst, also auf der liturgischen Ebene. Auf allen drei Ebenen wird Christsein aktuell und Glaube lebendig; keine dieser Dimensionen geht in der anderen auf oder wäre für die eigene christliche Existenz verzichtbar.

Die Martyria – das Zeugnis – ist ein alter Begriff, für manchen vielleicht altbacken, für andere aufgrund seiner derzeitigen Perversion durch islamistische Terroristen verbrannt. Gemeint ist aber etwas, das jeder Zeit gut ansteht und eine zentrale christliche Verantwortung darstellt. Nach der Apostelgeschichte verheißt der Auferstandene seinen Jüngern seinen Geist, auf dass sie seine Zeugen (Märtyrer) seien „in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an die Grenzen der Erde“ (Apg 1,8). Im ersten Petrusbrief wird diese Aufgabe so beschrieben:

„Haltet in eurem Herzen Christus, den Herrn, heilig! Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt; aber antwortet bescheiden und ehrfürchtig, denn ihr habt ein reines Gewissen.“ (1 Petr 3,15f)

⁶ Karl-Heinz Menke, *Handelt Gott, wenn ich ihn bitte?* Regensburg 2000, 79.

⁷ Ebd.

Zweierlei kommt hier zur Sprache: Christen sollen sich kommunikativ gut aufstellen, sie sollen in Glaubensdingen Rede und Antwort stehen können. Dazu braucht es religiöse Bildung und Übung, folglich auch guten Religionsunterricht mit kompetenten Religionslehrern und gute Katechese und Predigten durch kompetente Katechetinnen und Seelsorger. Es braucht auf allen Seiten die Freude und Bereitschaft, als Christen miteinander ins Gespräch zu kommen. Es braucht Formate, um sich auszutauschen, und das Bewusstsein, dass der Glaube mit der Persönlichkeitsentwicklung Schritt halten muss. Ein Kinderglaube, der nicht mitwächst, trägt nicht nur den Erwachsenen nicht. Er überzeugt auch keinen anderen, weder Kinder noch Erwachsene, im Gegenteil. Wenn das Christentum infantil wird, ist es im Grunde schon verloren. Mut zum Zeugnis ist zugleich der Mut, Fragen und Zweifel zu Wort kommen zu lassen und um den eigenen Glauben zu ringen. Das ist die eine Seite. Nötig ist darüber hinaus die Fähigkeit, die jeweilige Gesprächssituation richtig einzuschätzen. Der Apostel Petrus riet nicht dazu, sich anderen ungefragt aufzudrängen, sondern da, wo man als Christ oder als Kirche gefragt wird, auskunftsfähig zu sein, ob in der Familie oder im beruflichen Umfeld, in der Schule oder an der Universität, bei gesellschaftlichen Anlässen oder im politischen Kontext.

Diakonie und Caritas, der zweite Bereich, in dem Christsein konkret und erfahrbar wird, beschreiben die Ebene kirchlichen Handelns, die hierzulande am weitesten aus der eigenen Erfahrung ausgelagert, delegiert und professionalisiert ist. Als Kirche professionell und in belastbaren Strukturen caritativ zu agieren ist unverzichtbar und sicher eines der Markenzeichen der Kirchen in unserer Gesellschaft. Institutionalisierte Caritas bzw. Diakonie halten Jesu Botschaft in der ganzen Gesellschaft und in allen Milieus präsent. Die „Mission“ eines kirchlichen Krankenhauses geschieht dabei nicht verbal über die Predigt in der Krankenhauskapelle, sondern in der konkreten Praxis vermittelt der Glaubwürdigkeit der Pfleger und Ärzte. Ihr Tun macht die Gottesoption für die Armen, die Bedürftigen, die Kranken und Sterbenden erfahrbar. Katholische Identität einer Schule oder eines Kindergartens zeigt sich, was den caritativen Bereich angeht, nicht darin, nur katholische Schüler aufzunehmen oder möglichst pompös das Patrozinium zu feiern oder die Schülerinnen und Schüler zum Schulgottesdienst zu verpflichten. Auf caritativer Ebene spiegelt sich das katholische Profil einer kirchlichen Institution in der Atmosphäre des Hauses und in der Vertrauenswürdigkeit derer, die zusammen lernen, arbeiten und leben. Caritas braucht keine Worte. Caritas spricht aus sich selbst.

Last, not least, lebt Kirche, ereignet sich Christsein im Gottesdienst. Christen folgen ihrem Auftrag, wo sie mit Jesus Christus verbunden sind, wo sie mit ihm Kommunion halten, wo sie sich persönlich und gemeinsam Gott anvertrauen, wo sie die Anliegen und Nöte dieser Welt ins Gebet nehmen und vor Gott tragen. Christen dürfen und sollen beten: freimütig, aber nicht gedankenlos; hoffnungsvoll, nüchtern und konkret; im Gottesdienst, in der Familie und allein im Stillen. In Gebet und Fürbitte für alle Welt stimmen sie in Gottes Heilszusage für alle Menschen ein. Sie halten Kontakt. Sie vertrauen Freude und Kummer, Gelingen und Versagen dem an, von dem alles Gute kommt und der das Böse überwinden will. Betend tragen sie die ganze Welt vor Gott, auch und gerade die, die selbst nicht (mehr) wagen zu beten.

Selbstverständlich müssen dem Gebet eigene Taten folgen. „Der Glaube für sich allein ist tot, wenn er nicht Werke vorzuweisen hat.“ (Jak 2,17) Ein Gebet *anstelle* des eigenen Einsatzes entlarvt sich selbst als heuchlerisch. Man kann nicht betend die eigene Verantwortung abschütteln. Gott ist kein Joker, den man einsetzen könnte, wenn man selbst nicht bereit ist, Verantwortung zu übernehmen. Aber Beten dient nicht einfach der moralischen Ertüchtigung. Gemeint ist vielmehr das Mühen, täglich einzustimmen in Gottes Willen, einzutreten in Jesu Nachfolge, in seinen selbstlosen Dienst an der Welt. Jesus ähnlich zu werden, durch seine Nähe zu wachsen, seinem

guten Wort heute das eigene Gesicht zu leihen und sich „rufbereit“ zu halten für ihn, um in seinem Geist die Welt zu verwandeln – darum geht es.

Wozu also Kirche sein? Wozu katholisch sein? Wozu mit Kindern Jugendlichen über Gott und die Welt ins Gespräch kommen? Wozu im konfessionellen Religionsunterricht Katholizität als Lebensoption bedenken, erarbeiten und diskutieren? Kurz: weil Glaube erfahrbar und glaubwürdig sein muss. Weil Glaube Erfahrung braucht. Weil Gottes Offenbarung ihre Antwort sucht. Konkretisiert für die drei besprochenen Ebenen des christlichen Glaubensvollzugs besteht die Mission der Kirche darin,

- ... in unserer Zeit und Gesellschaft die Frage nach dem Menschen offen zu halten und dabei den ganzen Menschen, seine Nöte und Grenzen im Blick zu behalten und auf Gott hin zu orientieren. Um die Frage nach Gott offen zu halten und die Option für Gott als echte und nicht nur theoretische Option präsent zu halten: *Martyria*.
- ... vor Gott Verantwortung für die Welt zu übernehmen, um die eigene Lebenswelt und Umgebung im Sinn Jesu zu gestalten, damit die Gottesoption für die Armen keine fromme Floskel bleibt, sondern erfahrbare Wirklichkeit wird; um Umbruchsituationen und konflikthafte Momente im menschlichen Leben (Schuld und Vergebung, Sterben und Tod, Scheitern und Neuanfang) einzuordnen und mit ihnen umzugehen: *Diakonie*.
- ... Begegnung mit Gott zu ermöglichen, um Erfahrung, Formate, Orte, Zeiten und v.a. eine Gemeinschaft vorzuhalten, die dazu beitragen, Gott die Nöte dieser Welt anzutragen und anzuvertrauen; damit jemand da ist, der die Welt ins Gebet nimmt, der bereit ist, stellvertretend für die zu beten, die selbst nicht mehr zu beten wagen oder dies (auch angesichts mangelnder Glaubwürdigkeit von Christen) verlernt und abgelegt haben; um Gott zu loben und ihm für seine Nähe zu danken: *Liturgie*.